

Hans-Joachim Sandberg

### **Inge Müller: *Unterm Schutt III***

Das letzte der drei Gedichte unter dem Titel „Schutt“, ein Text von nicht zu überbietender Prägnanz, Strenge und Verhaltenheit, entstand vermutlich mehr als ein Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg. Karge sechs Zeilen, veröffentlicht erstmals 1965.

Die wie beiläufig vorgetragenen Verse lassen an den verlegenen Versuch eines Kindes denken, gegen seinen Willen ein Gedicht aufsagen zu müssen. Doch ist das fiktive Ich die Stimme einer geprüften Frau, die, identisch mit dem realen Ich, während eines Luftangriffs verschüttet, drei Tage lang lebendig begraben war. Der Schock, dazu Alpträume der Erinnerung an die eigenen Eltern, die noch in der letzten Phase des Krieges Bomben zum Opfer fielen, das Bewußtsein, sie tot aus den Trümmern ihres Hauses hervorgegraben zu haben, ließen sie verstummen. Zögernd löst sie sich aus dem Zustand der Verstörung. Widerstrebend, aus welchem Antrieb auch immer, gibt sie das Schweigen auf. Mühsam sucht sie die Sprache wiederzugewinnen. Die Erfahrung der Katastrophe, die Vergangenes und Gegenwärtiges miteinander verkettet, hat seelische Wunden hinterlassen. Wie sind die Folgen solcher Heimsuchung zu verarbeiten? Äußert sich in dem Gedicht eine vom Tode Verschonte oder eine zum Leben Verurteilte? Wie steht es um die Beziehung der verschütteten Stimme zum verstummten Wort?

Worte, geborgen aus dem Schutt der Erinnerung, was vermögen sie zu leisten? Die Reste einer im Staub erstickten Mitteilbarkeit, der es die Sprache buchstäblich verschlagen hat? Wie sollte sich das Wort bewähren können, wo doch der Glaube an seine Fähigkeit, das Unsägliches zu benennen, abhanden gekommen ist? Wie müßten Worte beschaffen sein, wie wären sie zu setzen, dem Unwissenden das Grauen, dem Ahnungslosen die Herausforderung begreifbar zu machen, nach einem im voraus hingenommenen Tod es mit dem Leben noch einmal aufnehmen zu müssen?

Gemeißelt, wortkarg bis zum Äußersten, ist der herbe Bericht über das dem Ich des Textes zugestoßene Verhängnis. Verse, die keine sein wollen, keine sein sollen, suchen die immer noch erstickte Stimme vom Druck des Unglücks nur ein wenig zu entlasten, das Übermaß des erlittenen Schreckens zu dämpfen, ohne allerdings den Schmerz lindern zu können. Soll die Sprache der Wahrheit dienen, hat sie konkret zu sein und präzise. Emotionen sind ihr verdächtig. In ihrer Anspruchslosigkeit geben sich die Zeilen des Gedichtes sperrig. Sie verwahren sich gegen die unangebrachte Annahme, man könne es hier mit herläufiger Poesie zu tun haben.

Gehobenen Worten, die vor der heillosen Wirklichkeit zu leeren Formeln verblassen, verweigert sich die Stimme des Gedichtes. Verfehlen sie doch die angemessene, verlässliche, überzeugende Beschreibung dessen, was das Gedächtnis preisgibt. Die Bruchstücke einer verdrängten Erinnerung versagen sich der Vergegenwärtigung durch die Melodik beredter Worte. Widerstrebend nur löst sich die Stimme aus der Befangenheit des Traumas. Stockend flüstert das betroffene Ich. Das Haus begräbt Mensch und Kreatur unter sich. Zwei Lebewesen sind davongekommen: der vergessene Hund und das verschüttete Ich. Unnahbar rekapituliert die Stimme drei auf die nackte Not reduzierte Sequenzen des Geschehens: den Vorgang des

Wasserholens, den Einsturz des Hauses und die Aufgabe, des Hauses Last zu tragen wie Atlas das Gewicht der Welt.

Das streng kalkulierte Gedicht mutet unverfänglich an. Struktur und Tonlage scheinen darauf abzuzielen, Hergang und Wirkung des Unheils nicht zu emotionalisieren. Die fiktive Stimme wirkt von ihnen kaum berührt. Ist, was sich zugetragen, noch der Beachtung, ist es überhaupt der Rede wert? Einfache Fakten, alltägliche Vorkommnisse, gleichmütig aufgezählt, wollen freilich alles andere als beschwichtigen. Das Gegenteil ist der Fall. Für sich genommen wirkt das einzelne Wort harmlos. Gemeinsam mit dem anderen zum Kern der Aussage verdichtet, trägt jedes dazu bei, ihre vehemente Sprengkraft freizusetzen. Ohnmacht und Scham, Schmerz und Zorn verschmelzen zu lautloser Klage. Das Gedicht stellt den Leser/Zuhörer auf die Probe. Ohne zu moralisieren, konfrontiert es ihn mit dem Grauen des Krieges, mit Gewalt, Vergeltung und Tod. Es appelliert an sein Mitgefühl, bewegt ihn zur Trauer über die Entwürdigung und Zerstörung des Lebens. Es zwingt ihn zur Einsicht in die Notwendigkeit des Widerstandes gegen menschenverachtende Untaten, gegen die Preisgabe des Friedens, der Menschlichkeit, an das übermächtige Böse.

Der Last des Auftrags, die Rolle des Herkules übernehmen zu müssen, entspricht die Anstrengung, in der Erinnerung den sprachlichen Halt zu finden, um Wort und Sinn tragfähig zu machen. Das Gedicht, betont schmucklos, dabei nichts weniger als ein kunstloses Gebilde, dient der ungeschminkten Wahrheit. Es scheut Adjektive, verfährt sparsam mit Zeichensetzungen. Selbst sie könnten die Realität beschönigen. Rhythmus und Reim dürfen nicht zu Handlangern einer trügerischen Form, einer unverbindlichen Glätte werden. Schmucklos hat die Sprache zu sein, einsam und ehrlich. Klaglos soll sie bezeugen, beunruhigen, befreien. „Die Wahrheit ist konkret.“ (Brecht) Wo das Wort feststellt, kühl, spröde, ungerührt, ist die Wahrheit nahe und mit ihr, unbestechlich wie sie, die Erkenntnis.

### **Literatur:**

Adolf Endler: *Fragt mich nicht wie. Zur Lyrik Inge Müllers*, in: *Sinn und Form* 31, Heft 1, (1979), S. 152-161.

Peter Böthig: *Subjektivität aus Notwehr. Inge Müller. ‚Wenn ich schon sterben muß‘. Gedichte*, Aufbau Verlag Berlin und Weimar 1985, in: *Sinn und Form* 38, Heft 4, (1986), S. 878-886.

Silvia Schlenstedt: *‚Zerschunden heb ich mein Gesicht‘. Zu den Gedichten Inge Müllers*. In: *DDR-Literatur '85 im Gespräch*, hgg. v. Siegfried Rönisch, Berlin und Weimar 1986, 179-189.

von Törne, Dorothea: *Zertrümmern von Sprachhülsen. Inge Müller: ‚Wenn ich schon sterben muß‘*, hgg. v. Richard Pietraß, Aufbau Verlag Berlin und Weimar, in: *Neue deutsche Literatur* 9 (1986), S. 132-139.

Harald Heydrich: *Inge Müller: Wenn ich schon sterben muß. Gedichte*, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1985, S. 128, in: *Weimarer Beiträge* 33, Heft 5, (1987) S. 815-825.

Hilzinger, Sonja: *Wann wird was wir wolln gewollt? Zur Lyrik Inge Müllers*, in: *German Monitor* 25 (1992), S. 77-94; auch in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und*

*Geistesgeschichte* 67 (1993), S. 173-188.

Böhme, Gernot: *Ein Knochen für Mama, ein Knochen für Papa. Versuche, zu leben: Inge Müllers Dichtung*, in: *Neue Zürcher Zeitung* (Literatur und Kunst), 3./4. August 1996, Nr. 178, S. 51-52.

Stand: 15.7.2000

Hans-Joachim Sandberg ist Professor für Germanistik an der Universität Bergen in Norwegen.